

Anna S. Höpfner • Das Lächeln der Leere



## DIE AUTORIN

Anna Höpfner wurde 1996 geboren und lebt mit ihrem Zwillingbruder, dem zwei Jahre älteren Bruder und ihrer Mutter zusammen. Aufgrund ihrer Anorexie verbrachte sie zwei Monate in einer Fachklinik für Essstörungen. In dieser Zeit entstand die Idee für den Roman, die sich durch viele Gespräche mit anderen Betroffenen verfestigte. Dabei wurde häufig der Wunsch geäußert, nicht nur Bücher über die Entstehung einer Essstörung, sondern auch von dem Kampf dagegen lesen zu können.

Anna S. Höpfner

# Das Lächeln der Leere





Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House

»Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin, dass bei Links im Buch zum Zeitpunkt der Linksetzung keine illegalen Inhalte auf den verlinkten Seiten erkennbar waren. Auf die aktuelle und zukünftige Gestaltung, die Inhalte oder die Urhebererschaft der verlinkten Seiten hat der Verlag keinerlei Einfluss. Deshalb distanziert sich die Verlagsgruppe hiermit ausdrücklich von allen Inhalten der verlinkten Seiten, die nach der Linksetzung verändert wurden und übernimmt für diese keine Haftung.«



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage  
Originalausgabe September 2014  
© 2014 cvt Verlag in der Verlagsgruppe Random  
House GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Kathrin Schüler, Berlin unter  
Verwendung eines Motivs von © GettyImages/Jason  
Hetherington  
jb · Herstellung: kw  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-570-30926-1  
Printed in Germany

[www.cvt-buecher.de](http://www.cvt-buecher.de)

*Für mich.*

*Weil ich es mir endlich wert bin.*

In diesem Buch beschreibe ich die typischen Erfahrungen  
eines magersüchtigen Mädchens.

Aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen sind Namen,  
Orte und Personen verändert und teilweise fiktionalisiert.

Alles worüber ich erzähle, habe ich aber so erlebt  
oder hätte ich so erleben können.

*Ich möchte leben.  
Ich möchte lachen und Lasten heben  
Und möchte kämpfen und lieben und hassen  
Und möchte den Himmel mit Händen fassen  
Und möchte frei sein und atmen und schreien.  
Ich will nicht sterben. Nein!*

Ausschnitt aus »Poem«,  
Selma Meerbaum-Eisinger





## Prolog

Ich sehe meinen dünnen Fingern zu, wie sie das Papier auf dem Schreibtisch von einer zur anderen Seite schieben. Meine Hände zittern, ich wünsche, ich könnte sie in einen Koffer packen, einschließen und verschicken. Weit, weit weg von mir. Hinter mir öffnet sich die Tür, ich drehe mich nicht um. Meine Mutter setzt sich auf mein Bett. »Alles in Ordnung?«, fragt sie. Ich drehe meinen Kopf zu ihr. »Ja«, sage ich lächelnd. Und zerbreche. Tränen fließen in Scherbensplittern über meine Haut. Ich falle. Sie nimmt mich in den Arm, hält mich lange schweigend fest. »Zwei Monate sind so lang«, wispere ich in ihre Schulter.

»Ein Berg sieht immer höher aus, wenn man vor ihm steht. Denke nicht an die zwei Monate, sondern sehe jeden Tag einzeln. In der ersten Woche schreibe ich dir täglich. Und dann kommen wir dich jedes Wochenende besuchen. Weißt du was? Ich freue mich jetzt schon auf deinen ersten Brief. Du schreibst so wunderschön. Und ich darf deine Worte lesen, dir Worte zurückgeben.«

Ich löse mich aus ihrer Umarmung und sehe sie an. All die Ungewissheit der nächsten Monate legt sich wie ein dunkler Mantel über mich, beängstigend, einengend. »Wenn du wiederkommst«, sagt meine Mutter und lächelt mich an, »dann ist schon Frühling. Dann ist es nicht mehr so kalt.« Es wäre wirklich schön, wenn es Frühling wird. Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich dem Winter in mir je entkommen werde. Meine Mutter zieht ein kleines Stoffpüppchen aus ihrer Strickjackentasche hervor. »Weißt du, was das ist?« Ich schüttele den Kopf. »Das ist ein Sorgenpüppchen aus Guatemala. Eine alte Tradition besagt, dass man dem Püppchen abends eine Sorge erzählt. Dann legt man es unter das Kopfkissen und am nächsten Morgen ist die Sorge verschwunden. Ich schlafe schon seit einigen Wochen auf meinem, es ist schon ganz platt gedrückt. Und jetzt hast du auch eines. Aber denk daran: Nur eine Sorge, sonst ist es überfordert!« Nur eine Sorge, als wenn das so einfach wäre. Meine Mutter reicht mir ein Taschentuch. »Weißt du, worauf du achten musst, Liebes? Wenn du deine Wäsche dort wäschst, dann lasse niemals, ich wiederhole, niemals ein Taschentuch in deiner Tasche, hörst du? Ansonsten wird es wirklich lustig, weil du die einzelnen Taschentuchstücke an deiner Wäsche kleben hast. Du kannst nicht einfach noch einmal alles waschen, sondern musst jedes Stück einzeln abzupfen. Noch

anstrengender wird das natürlich bei schwarzer Wäsche. Glaub mir, du sitzt Stunden daran.« Mir entfährt ein leises Lachen. »Okay, ich gebe mir Mühe. Aber ich werde es wahrscheinlich sowieso vergessen!« Sie lacht, dann herrscht für einen Moment Stille. »Früher war die Lösung für all dein Leid so einfach«, flüstert meine Mutter mir zu. »Du hast einfach eine Nacht in meinem Bett geschlafen und alles war am nächsten Tag wieder gut. Egal, ob Bauchschmerzen, Fieber oder Trauer über irgendetwas, bei mir zu schlafen war ein Wundermittel.«

»Ich erinnere mich. Daran habe ich auch gerade gedacht. Oft hatte ich gar nichts. Ich wollte einfach nur bei dir sein«, gebe ich zu.

»Denkst du, das habe ich nicht durchschaut, Süße?« Wir grinsen uns an. Und dann verschwimmt sie vor meinen Augen, die sich erneut mit Tränen füllen. »Hast du Angst?« Ich nicke wieder, weil die Worte mir im Hals stecken bleiben. Vielleicht ersticke ich daran. Hier und jetzt, vor ihren Augen.

Ich habe Angst vor allem, was kommen wird. Das Wort »Klinik« schwebt über mir und um mich herum, wie etwas Großes, Unbekanntes. Und trotzdem steht über allem die Hoffnung auf einen Neubeginn, auf Antworten, helfende Hände, die mich festhalten können und Finger, durch die ich nicht entgleiten kann.

## Das Schwarze des Lichts

Und wenn du innen schon total zerbrochen bist.  
Lehnst dich an die Wand und wartest.  
Wartest, dass sie endlich nachgibt, zusammenfällt,  
wie es mit deinem Inneren schon längst passiert ist.

Wünsch mir Halt,  
Wünsch mir Kraft,  
Es ist so kalt,  
Wenn man's nicht schafft.

Wartest, worauf wartest du?  
Willst dein Leben wegschmeißen,  
wie ein leeres Blatt Papier.  
Ein Vogel, der nicht fliegen kann,  
Und längst aufgegeben hat.

Verstehst nicht,  
Wieso du nicht, zusammenbrichst.  
Siehst in dir,  
Nur das Schwarze des Lichts.  
Wenn für mich schon alles verloren ist,  
Warum noch so tun,  
Als ob ihr, mit mir, noch weiterwisst?

Weine, dunkle, schwere Tränen.  
Sie tropfen langsam auf den Schein,  
den ich bewahre.  
Tropfen auf mich,  
fließen an mir runter,  
doch ich bin es nicht.  
Spür sie nicht,  
denn sie fließen nur aus dem Schein.

Ich bin selbst nicht das, was ich sein will.  
Bin nicht das, was andere von mir wollen,  
dass ich bin.  
Ich selbst bin nur ein Scherbenhaufen,  
gefangen in einer perfekten Welt.  
Die Wand gibt nach.



**Woche 1-2,**

Widerstand und  
anfängliche Einsicht





# Donnerstag

## Ankommen

Es sind dreizehn steinerne Stufen, die zu dem großen, alten Haus hinaufführen. Meine zitternden Beine erweisen mir immer noch ihren Dienst. Meine Eltern tragen meine Koffer und meine größte Angst ist plötzlich, dass ich sie gleich alleine tragen muss, dass sie viel zu schwer sein werden, mit all den Erinnerungen darin, die viel mehr wiegen als die leblose Hülle, die von mir noch übrig geblieben ist.

Mit meinen Fingern umklammere ich nur das Plakat, das meine Klasse mir zum Abschied geschenkt hatte. Ein *Wir lieben dich* steht unten geschrieben, mit allen Unterschriften. Darüber Fotos von mir, Schnappschüsse von vielen Momenten, an die ich mich gerne erinnere, aber auch von solchen, an die jede Erinnerung schmerzt.

Alles erscheint mir unwirklich, und ich fühle mich ein wenig, als würde ich herumgeschleudert werden. Sie

machen ein Foto von mir, sie untersuchen mich, stellen mir Fragen. Ich antworte mechanisch.

»Selbstmordversuch?«

»Nein.«

»Gedanklich?«

Schulterzucken. Dann darf ich hoch auf die Jugendstation. Die anderen sind gerade in der Therapie, wird mir erklärt. Und dass jetzt die richtige Zeit wäre, mich von meinen Eltern zu verabschieden. Zeit, wann ist schon die richtige Zeit? Ich glaube, es gibt sie nicht.

Hier bin ich also, kann es selbst kaum fassen. Mein Vater ist gefasst, aber er drückt mich viel fester als sonst. So, als würde er selbst Halt brauchen.

Meine Mutter weint und versucht, ihre Tränen vor mir zu verstecken. Ich habe einen riesigen Kloß im Bauch, all die Angst und Verzweiflung der letzten Monate hat sich in mir gesammelt und lässt keinen Platz mehr für meine Eltern. Die Unsicherheit lässt mich einen Moment zu lange in den Armen meiner Mutter verweilen, nur eine Sekunde, in der ich ihr zu verstehen gebe: Ich bin noch dein kleines Mädchen. Du musst mich noch halten. Und gleichzeitig liegt so viel Hoffnung auf einen Neubeginn in dem Zimmer, das ich für die nächsten Monate mein eigenes nennen darf. Die Wände flüstern, dass ich leben könnte, wenn ich denn wollte. Woher soll ich wissen, ob sie mir die Wahrheit erzählen?

Nachdem ich mich verabschiedet habe, kommt meine Betreuerin herein. Sie ist groß, schlank und hat schwarzes, glattes Haar, das an ihrem Gesicht herabfließt. In derselben dunklen Farbe sind auch ihre Augen, zusammen mit ihrer blassen Haut und den kirschroten Lippen erinnert sie mich an Schneewittchen. Ich muss meinen Koffer vor ihr auspacken, Taschenkontrolle. Keine Kaugummis, keine Süßstofftabletten, keine Abführmittel. Beschämt packe ich meine Wollsocken aus, die dicken Pullover, die Baumwollunterwäsche. Ich hatte noch nie zuvor einen Koffer auf unbestimmte Zeit gepackt. Einen Koffer, der vielleicht für zwei, drei Monate ausreichen sollte. Sie öffnet mein Federmäppchen und wirft einen kurzen Blick hinein. Meinen Kulturbeutel. Ihre Lippen werfen mir ein entschuldigendes Lächeln zu. Ein Ich-muss-das-tun-Lächeln. Ich lächele zurück. Ein Ist-schon-okay-Lächeln. Schneewittchen greift nach meinem Nageletui. »Hast du Probleme mit Selbstverletzung?«, fragt sie. Ich schüttele mit dem Kopf und denke an die Zeit im Krankenhaus zurück. Als die Krankenschwester kam, mein Handgelenk mit Zeigefinger und Daumen umschloss und mit ihrer anderen Hand meinen Ärmel hinaufschob. Wie sie meinen Arm umdrehte, um die Innenseite zu kontrollieren, nickte und das Gleiche mit dem anderen Arm wiederholte. Ich wollte mich wehren, ich wollte meine Arme

wegziehen, ich wollte schreien. Aber ich saß bloß da und schwieg, weil ich mich zu kraftlos fühlte, dem noch irgendeinen Widerstand entgegenzusetzen. Warum denken alle, dass ich mich selbst verletze? Weil viele Essgestörte das tun? Weil ich es nötig hätte, donnern meine Gedanken augenblicklich los. Nein, nein. Ich atme tief ein und wieder aus. Nur, weil so viele es tun. Ich habe das nicht nötig. Wieder ein Lächeln. Sie lässt mich weiter auspacken, sieht mir aufmunternd zu. Mir gefällt die Art, wie sie trotz der beengenden Situation Distanz hält. Wie sie mir das Gefühl gibt, meine Tasche zu kontrollieren, nicht aber mich. Und ich verstehe es. Niemand will *mich* bekämpfen oder einengen. Es geht bloß um den Teil in mir, den ich schon lange nicht mehr unter Kontrolle habe. Die Stimmen in mir, die ich selbst nicht mehr kontrollieren kann. Und fast bin ich ihnen ein wenig dankbar dafür. »Gut, dann nehme ich dich jetzt mit runter zum Mittagessen«, erklärt mir Schneewittchen, als mein Koffer leer ist. Sie sagt es, als wäre das ganz normal. Sie sagt es, als läge keine Spannung in der Luft. Sie sagt es, als würden mir nicht alle Gesichtszüge entgleisen, meine Lunge sich nicht ängstlich verkrampfen und meine Beine nicht zitternd versuchen, nachzugeben.

Mittagessen. Mittagessen. Ich habe Angst.

Ich sitze an dem großen Tisch und beobachte. Es gibt zwei Gruppen an zwei großen Tischen, in denen alle Essstörungen vertreten sind. Ein Mädchen mit hellbraunen Locken und tiefgrünen Augen greift über den Tisch zu den Kartoffeln. Ihr Ellbogenknochen bohrt sich durch die Haut, ich erschrecke. Jeden Moment könnte ihre Haut einreißen, wie zu dünnes Pergament von ihrem Knochen durchstoßen. Die Mädchen sind so schön. Große Augen. Ein leichtes Lächeln. Sanfte Stimmen. Sie reden darüber, dass der Pudding mit Kaffeegeschmack besser war. Strenger Blick der Betreuerin. »NVL!«, wirft sie ein und grinst dann. »Jaja«, entgegnet das Mädchen mit den Locken, »nicht vorhandene Lebensmittel, schon klar!« Die anderen kichern. Schräg gegenüber von mir hat das große Mädchen mit dem hellblonden Bob Platz genommen, das heute mit mir angekommen ist. Ich habe sie gesehen, ich habe ihren Koffer gesehen, ihre Erinnerungen an Zuhause. Ich habe sie gesehen, wie sie in ihrem Zimmer verschwand. Sie isst den ganzen Teller leer, einfach so. Das Essen sieht lecker aus und so gesund, dass ich davon sicherlich gegessen hätte, wäre ich allein. Aber ich sitze in einem Raum voller dürrer Mädchen und fühle mich dick, ich kann nicht essen. Und ich spüre den Wunsch, mich zu beweisen. Ich bin neu hier und will ihnen zeigen, dass ich den Platz in der Klinik für Essstörungen auch verdient